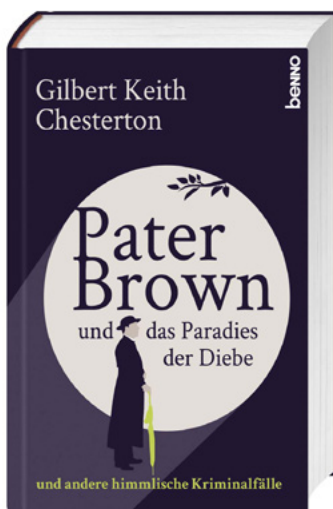


Leseprobe



Gilbert Keith Chesterton

Pater Brown und das Paradies der Diebe

und andere himmlische Kriminalfälle

272 Seiten, 13 × 18,5 cm, gebunden, durchgehend in einer Schmuckfarbe gestaltet

ISBN 9783746249377

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2017

Gilbert Keith
Chesterton



und andere himmlische Kriminalfälle

benno

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell
auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm,
zu Neuerscheinungen und Aktionen.
Einfach anmelden unter www.st-benno.de.

ISBN 978-3-7462-4937-7

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Umschlaggestaltung: Rungwerth Design, Düsseldorf
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsel (A)



Der geheime Garten	6
Der Hammer Gottes	37
Das Paradies der Diebe	63
Der Mann in der Passage	91
Der Kopf Cäsars	118
Das Geheimnis des Paters Brown	144
Der zertrümmerte Spiegel	157
Das Alibi der Schauspielerin	186
Vaudreys Verschwinden	212
Das schlimmste aller Verbrechen	242
Gilbert Keith Chesterton – ein christlicher Autor	267



Der geheime Garten

Aristide Valentin, Chef der Pariser Polizei, hatte sich zu seinem Diner etwas verspätet und einige seiner Gäste begannen vor ihm einzutreffen. Sie wurden jedoch von seinem getreuen Diener Iwan beruhigt, dem Alten mit der Narbe und einem Gesicht, das beinahe ebenso grau war wie sein Schnurrbart, und der immer an seinem Tisch in der Vorhalle saß, einer mit Waffen behängten Vorhalle. Valentins Haus war vielleicht ebenso eigenartig und berühmt wie dessen Besitzer. Es war ein altes Haus mit hohen Mauern und mächtigen Pappeln, welche beinahe die Seine überhingen; aber das Seltsame seiner Bauart – und vielleicht sein Polizeiwert – bestand darin, dass es gar keinen anderen Ausgang ins Freie gab als den durch die Eingangstür, die von Iwan und der Waffensammlung bewacht wurde. Der Garten war groß und gut gepflegt und es gab verschiedene Ausgänge aus dem Haus in den Garten; aber es gab keinen Ausgang aus dem Garten in die Außenwelt. Ringsherum lief eine hohe, glatte, unersteigbare Mauer mit eigentümlichen Stacheln auf dem Rücken, wohl kein übler Garten für einen solchen Mann, wenn man bedenkt, dass einige Hundert Verbrecher geschworen hatten, ihn aus der Welt zu schaffen.

Wie Iwan den Gästen erklärte, hatte ihr Gastgeber angerufen, er sei noch auf zehn Minuten zurückgehalten. In Wirklichkeit

war er dabei, noch einige letzte Anordnungen für Hinrichtungen und ähnliche garstige Dinge zu treffen, und obwohl ihm diese Pflichten von Grund aus zuwider waren, vollzog er sie doch stets mit aller Pünktlichkeit. Unbarmherzig in der Verfolgung von Verbrechern, war er sehr nachsichtig bezüglich ihrer Bestrafung. Seit er an der Spitze des französischen und im Allgemeinen auch europäischen Polizeiwesens stand, verwandte er seinen großen Einfluss ehrlich zugunsten einer Milderung der Verurteilungen und einer Säuberung der Gefängnisse. Er war einer jener menschenfreundlichen Freidenker, welche das einzige Schlimme an sich haben, dass sie das Erbarmen sogar noch kälter als die Gerechtigkeit machen.

Als Valentin eintraf, steckte er bereits in schwarzer Kleidung mit der roten Rosette – eine elegante Gestalt mit dunklem, jedoch bereits ergrauendem Bart. Er begab sich geradewegs durch sein Haus in sein Studierzimmer, das sich zum angrenzenden Garten hin öffnete. Die Gartentüre war offen, und nachdem er seine Handtasche an ihren dafür bestimmten Platz versperrt hatte, stand er ein paar Sekunden am offenen Fenster und blickte in den Garten hinaus.

Die scharfe Mondsichel kämpfte mit den fliegenden Fetzen eines Sturmes und Valentin betrachtete ihn mit einer für eine wissenschaftliche Natur, wie es die seinige war, ungewöhnlichen Nachdenklichkeit. Vielleicht besitzen solche wissenschaftliche Naturen irgendeinen übersinnlichen Weitblick auf die schrecklichsten Probleme ihres Lebens. Wenigstens beeilte er sich, eine solche Stimmung von sich abzuschütteln, denn er wusste, er war spät dran und seine Gäste hatten schon begonnen einzutreffen. Ein Blick in den Salon genügte ihm bei seinem Eintreten, um sich zu vergewissern, dass sein

wichtigster Gast jedenfalls noch fehlte. Er sah all die anderen Stützen der kleinen Gesellschaft: Er sah Lord Galloway, den englischen Gesandten, einen cholерischen alten Herrn mit einem rotbraunen Gesicht wie ein Apfel und dem blauen Bändchen des Hosenbandordens. Er sah Lady Galloway, schwächling und dünn wie ein Faden, mit silbernem Haar und einem empfindsamen und überlegenen Gesicht. Er sah deren Tochter, Lady Margaret Graham, ein blasses und hübsches Mädchen mit einem Elfen Gesicht und kupferfarbenem Haar. Er sah die Herzogin von Mont St. Michel, schwarzäugig und üppig, und mit ihr ihre zwei Töchter, ebenfalls schwarzäugig und üppig. Er sah Dr. Simon, den typischen französischen Gelehrten mit Brille, braunem Spitzbart und einer von jenen parallelen Runzeln durchfurchten Stirne, welche die Strafe des Hochmutes sind, da sie durch fortwährendes Hochziehen der Brauen entstehen. Er sah Pater Brown aus Cobhole in Essex, den er vor Kurzem in England kennengelernt hatte. Er sah – vielleicht mit mehr Interesse als irgendjemand von all diesen – einen großen Mann in Uniform, der sich zu den Galloways herabbeugte, ohne jedoch ein besonders herzliches Entgegenkommen zu finden, und nun herantrat, dem Gastgeber seine Aufwartung zu machen. Das war Hauptmann O’Brien von der französischen Fremdenlegion. Er war eine geschmeidige und doch etwas großtuerische Gestalt, glatt rasiert, dunkelhaarig, blauäugig und strahlte, wie es bei einem Offizier jenes berühmten Regimentes siegreicher Misserfolge und erfolgreicher Selbstmorde natürlich schien, gleichzeitig eine Art von Ungestüm und Schwermut aus. Er war von Geburt Irländer und hatte in jungen Jahren die Galloways gekannt – besonders Margaret Graham. Von Gläubigern bedrängt, hatte er

seine Heimat verlassen und brachte jetzt seine vollständige Verachtung für britische Etikette dadurch zum Ausdruck, dass er in Uniform und mit Säbel und Sporen umherschlenderte. Als er sich zur Familie des Gesandten herniederbeugte, verneigten sich Lord und Lady Galloway steif und Lady Margaret blickte zur Seite.

Doch aus welchen alten Gründen auch immer solche Leute aneinander interessiert sein mochten, ihr ausgezeichnete Gastgeber hatte kein besonderes Interesse an ihnen. Keiner von ihnen war wenigstens in seinen Augen der Gast des Abends. Valentin erwartete aus besonderen Gründen einen Mann von weltumfassendem Ruf, dessen Freundschaft er sich auf einigen seiner großen Detektivreisen in den Vereinigten Staaten erworben hatte. Er erwartete Julius A. Brayne, jenen Multimillionär, dessen riesige und selbst erdrückende Schenkungen zugunsten kleiner Religionsgemeinschaften den amerikanischen Blättern Anlass zu manchem leichten Scherz und zu manchem leichten Ernst gaben. Niemand konnte genau angeben, ob Mr Brayne Atheist war oder Mormone oder Gesundbeter; aber er war stets bereit, Geld in jedes geistige Gefäß zu schütten, solange dieses keins war, das sich überlebt hatte. Eines seiner Steckenpferde bestand darin, auf den amerikanischen Shakespeare zu warten – ein Steckenpferd, das mehr Geduld erforderte als Angeln. Er bewunderte Walt Whitman, hielt aber Lukas P. Tanner aus Paris, Pa., für „fortschrittlicher“ als Whitman. Er hatte eine Vorliebe für alles, was er für fortschrittlich hielt. Auch Valentin hielt er für fortschrittlich, tat ihm damit aber ein großes Unrecht an.

Das Erscheinen Julius K. Braynes im Zimmer wirkte so entscheidend wie die Tischglocke. Er besaß jene große Eigen-

schaft, derer sehr wenige von uns sich rühmen können, nämlich dass seine Gegenwart so fühlbar wirkte wie seine Abwesenheit. Er war von mächtiger Gestalt, ebenso breit wie hoch und steckte in tadelloser Abendtoilette, ohne ihr auch nur durch so viel wie eine Uhrkette oder einen Ring nachzuhelfen. Sein Haar war weiß und wie bei einem Deutschen glatt nach hinten gekämmt, das Gesicht rot, leidenschaftlich und unschuldig, mit einem dunklen Knebelbart an der Unterlippe, was diesem sonst kindlichen Gesicht etwas Theatralisches, ja nahezu Mephistophelisches verlieh. Der Salon beschränkte sich jedoch nicht lange darauf, den berühmten Amerikaner anzustarren. Sein verspätetes Kommen war schon ein häusliches Problem geworden und mit aller Beschleunigung wurde er mit Lady Galloway am Arm in das Speisezimmer geschickt. Einen Punkt ausgenommen, waren die Galloways recht heiter und unbefangen. Solange Lady Margaret nicht den Arm jenes Abenteurers O'Brien nahm, war ihr Vater ganz zufrieden, und sie hatte es nicht getan, sie war, wie es sich geziemte, mit Dr. Simon eingetreten. Nichtsdestoweniger war der alte Lord Galloway unruhig und beinahe grob. Während des Diners benahm er sich noch halbwegs wie ein Diplomat, als aber bei den Zigarren drei von den jüngeren Herren – Simon, der Doktor, Brown, der Priester, und der störende O'Brien, der Verbannte in fremder Uniform – sich verzogen, um sich unter die Damen zu mischen oder im Gewächshause zu rauchen, wurde der englische Diplomat in der Tat sehr undiplomatisch. Jede Minute stachelte ihn der Gedanke auf, der Taugenichts von einem O'Brien könnte irgendwie Lady Margaret Zeichen machen; auf welche Weise, bemühte er sich erst gar nicht, sich vorzustellen. Er war mit Brayne, dem weißhaarigen Yankee,

der an alle Religionen glaubte, und Valentin, dem ergrauenden Franzosen, der an gar keine glaubte, seinem Kaffee überlassen. Miteinander streiten, das konnten sie, aber keiner von ihnen war imstande, ihn ins Gespräch zu ziehen. Nach einiger Zeit hatte die fortschreitende Wortklauberei den Gipfelpunkt der Langweile erreicht und Lord Galloway erhob sich und suchte den Salon auf. Sechs bis acht Minuten verlor er in den langen Gängen seinen Weg, bis er die hohe, dozierende Stimme des Doktors und dann die langsame des Priesters gefolgt von allgemeinem Gelächter hörte. Aber im Augenblick, als er die Salontür öffnete, sah er nur eines – er sah, was nicht dort war. Er sah, dass Hauptmann O'Brien fehlte und dass auch Lady Margaret nicht da war.

Ungeduldig, wie er das Speisezimmer verlassen hatte, verließ er den Rauchsalon und stampfte nochmals den Gang entlang. Sein Bestreben, seine Tochter vor dem irisch-algerischen Tunichtgut zu beschützen, war etwas wie der Mittelpunkt seiner Gedanken, eine nahezu fixe, verrückte Idee geworden. Als er der Rückseite des Hauses zuschritt, wo Valentins Arbeitszimmer lag, war er überrascht, seine Tochter zu treffen, die mit blassem, achtlosem Gesicht vorüberschoss, was ein zweites Rätsel darstellte. Wenn sie mit O'Brien zusammengewesen war, wo war O'Brien? Wenn sie mit O'Brien nicht zusammengewesen war, wo war sie gewesen? Mit einem dem Alter eigenen leidenschaftlichen Verdacht strebte er vorwärts dem hinteren, dunklen Teile des Hauses zu und traf zufällig auf eine Dienstbotentür, welche auf den Garten hinausführte. Der Mond hatte jetzt mit seiner Sichel die ganzen Reste des Sturms zerrissen und vor sich hergewälzt. Sein Silberlicht erhellte alle vier Winkel des Gartens. Eine hohe Gestalt in Blau

schritt über den Rasen auf die Tür des Arbeitszimmers zu und ein Schimmer des Mondlichts auf ihrem Umriss gab sie als den Hauptmann O'Brien zu erkennen.

Er verschwand durch die Glastür in das Haus und ließ Lord Galloway in einem unbeschreiblichen Gemütszustand, giftig und zugleich unentschlossen, zurück. Der Garten, der in seinem Blau und Silber wie die Bühne eines Theaters erschien, schien ihn zu verhöhnen mit all jener aufdringlichen Zartheit, gegen die seine weltliche Überlegenheit vergebens anzukämpfen suchte. Die Länge und Eleganz der Schritte des Irländers versetzten ihn auch in Zorn, als wäre er nicht der Vater, sondern der Nebenbuhler, und das Mondlicht machte ihn vollends rasend. Wie in einer Märchenlandschaft von Watteau fühlte er sich von dem Zauber eines Troubadourgartens gefangen, und entschlossen, sich solch verliebten Verrücktheiten durch Unterhaltung zu entziehen, lief er hinter seinem Feinde drein. Er strachelte dabei über eine Wurzel oder einen Stein im Gras. Er blickte zu Boden, zuerst ärgerlich, dann ein zweites Mal neugierig. Im nächsten Augenblick sahen der Mond und die hohen Pappeln auf etwas ganz Außergewöhnliches hernieder – auf einen ältlichen englischen Diplomaten, der davonsprang und dabei schrie oder brüllte.

Seine heiseren Schreie riefen ein bleiches Gesicht in die Tür des Studierzimmers, die blitzende Brille und die hochgezogenen Brauen Dr. Simons, der des Edelmannes erste klare Worte vernahm. Lord Galloway schrie:

„Eine Leiche im Grase, eine blutige Leiche!“

An O'Brien dachte er gar nicht mehr.

„Wir müssen sofort Valentin davon verständigen“, meinte der Doktor, als der andere in abgerissenen Worten alles be-

schrieb, was er zu erkennen gewagt hatte. „Ein Glück, dass er hier ist!“ Und eben als er sprach, trat der große Detektiv ins Studierzimmer, herbeigerufen durch den Schrei. Es war beinahe amüsant, seine typische Veränderung zu beobachten. Er war eingetreten mit der gewöhnlichen Unruhe des Gastgebers und Gentlemans, welcher fürchtet, dass einer seiner Gäste oder Dienstboten erkrankt ist. Als er jedoch die blutige Tatsache erfuhr, wurde er bei all seinem feierlichen Ernste plötzlich munter und geschäftsmäßig, denn, so unerwartet und grässlich es sein mochte, es war sein Beruf.

„Seltsam, meine Herren“, sagte er, als sie in den Garten hinauseilten, „dass ich Geheimnisse um die Erde herum verfolgt haben sollte und nun kommt eines und nistet sich in meinem eigenen Garten ein. Wo ist der Ort?“

Sie überquerten den Rasen mit etwas weniger Zuversicht, da ein leichter Dunst vom Fluss sich zu erheben begonnen hatte, doch unter der Führung des verstörten Galloway fanden sie den in das tiefe Gras gesunkenen Körper, den Körper eines sehr großen und breitschultrigen Mannes. Er lag mit dem Gesicht nach unten, sodass man nur erkannte, dass seine starken Schultern von schwarzem Tuch bekleidet waren und sein mächtiger Kopf außer einigen braunen Haarbüscheln, die wie nasses Seegras an dem Schädel klebten, kahl war. Eine Scharlachschlange von Blut kroch unter seinem Gesicht hervor.

„Wenigstens“, meinte Simon mit einem tiefen und eigentümlichen Ausdruck, „ist es niemand aus unserer Gesellschaft!“

„Untersuchen Sie ihn, Doktor“, rief Valentin ziemlich hastig, „er könnte noch nicht ganz tot sein.“

Der Doktor bückte sich nieder.

„Er ist nicht ganz kalt, aber ich fürchte, er ist tot genug“, entschied er. „Helfen Sie mir einmal, ihn aufzurichten.“

Sorgfältig hoben sie ihn ein Stück vom Boden empor, und alle Zweifel, ob er wirklich tot sei, waren sofort aufs Grässlichste beseitigt, denn – das Haupt fiel herab. Es war gänzlich vom Körper getrennt worden. Wer immer ihm den Hals durchgeschnitten haben mochte, der hatte ihm auch den Nacken durchtrennt. Selbst Valentin erschrak ein wenig.

„Er muss stark gewesen sein wie ein Gorilla“, murmelte er.

Obwohl an anatomische Operationen gewöhnt, hob Dr. Simon den Kopf nicht ohne einiges Beben auf. Er war am Nacken und der Kinnlade leicht zerfranst, das Gesicht aber zeigte keinerlei Verletzung. Es war ein plumpes, gelbes Gesicht, gleichzeitig eingefallen und doch aufgedunsen, mit einer Adlernase und schweren Augenlidern – das Gesicht eines lasterhaften römischen Kaisers mit vielleicht einer leichten Annäherung an einen chinesischen Kaiser. Alle Anwesenden schienen es mit dem kältesten Auge des Fremden anzusehen. Nichts anderes ließ sich beim Aufheben des Körpers über den Mann feststellen, außer dem weißen Schimmer eines Vorhemdes, befleckt von einem roten Schimmer von Blut. Es war, wie Dr. Simon sagte, der Mann hatte nicht zu ihrer Gesellschaft gehört. Er konnte aber ganz gut versucht haben, sich zu ihr zu gesellen, denn er war für eine solche Gelegenheit in entsprechender Weise gekleidet.

Valentin ließ sich auf seine Hände und Knie nieder und untersuchte auf etwa zwanzig Meter im Umkreis mit seiner peinlichsten beruflichen Sorgfalt den Boden, wobei er etwas weniger sorgfältig von dem Doktor und ganz oberflächlich von dem englischen Lord unterstützt wurde. Nichts belohnte

ihr Herumkriechen, als einige ganz kurze Stücke abgezwickelter oder abgehackter Zweige, die Valentin für einen Augenblick prüfend aufhob und dann beiseitewarf.

„Zweige“, sagte er ernst, „Zweige und ein ganz Fremder mit abgeschnittenem Kopfe, das ist alles, was auf der Wiese zu finden ist.“

Eine beinahe schauernde Stille entstand, und dann stieß der fassungslose Galloway scharf hervor:

„Wer ist dort? Wer ist dort drüben an der Gartenmauer?“

Eine kleine Gestalt mit einem lächerlich großen Kopfe näherte sich ihnen unschlüssig im Mondscheindunst; einen Augenblick sah sie wie ein Kobold aus, doch entpuppte sie sich schließlich als der harmlose, kleine Priester, den sie im Salon zurückgelassen hatten.

„Übrigens“, bemerkte er bescheiden, „Sie wissen, es gibt keine Tore zu diesem Garten.“

Valentins schwarze Augenbrauen zogen sich etwas ärgerlich zusammen, wie sie es angesichts der Soutane grundsätzlich taten. Doch er war zu gerecht, um die Bedeutung der Bemerkung abzuleugnen.

„Sie haben recht“, erwiderte er, „ehe wir herausfinden, wie er getötet wurde, müssten wir herausfinden, wie er dazu kam, hier zu sein. Nun hören Sie mich an, meine Herren! Wenn es sich ohne Beeinträchtigung meiner Stellung und Pflichten machen lässt, werden wohl alle einverstanden sein, dass gewisse bedeutende Namen besser aus der Geschichte ausgeschaltet bleiben. Es sind Damen hier, meine Herren, und ein fremder Gesandter. Wenn wir es als ein Verbrechen ansehen, muss es auch als ein Verbrechen verfolgt werden. Bis dahin aber kann ich von meiner eigenen Verschwiegenheit

Gebrauch machen. Ich bin das Haupt der Polizei: Ich bin so öffentlich, dass ich mir gestatten kann, privat zu sein. Wenn es dem Himmel gefällt, werde ich jeden meiner Gäste entlasten, ehe ich meine Leute hereinrufe, um nach irgendjemand anderem zu suchen. Meine Herren, auf Ihr Ehrenwort, niemand von Ihnen wird das Haus bis morgen mittags verlassen: Es sind Schlafzimmer für jedermann bereit. Simon, ich glaube, Sie wissen, wo mein Diener Iwan in der Vorhalle zu finden ist; er ist ein vertrauenswürdiger Mann. Sagen Sie ihm, er solle einen anderen Diener als Wache lassen und sofort zu mir kommen. Lord Galloway, Sie sind sicherlich die geeignetste Person, den Damen mitzuteilen, was geschehen ist, und eine Panik zu verhindern. Auch Sie müssen bleiben. Pater Brown und ich werden bei der Leiche bleiben.“

Wenn dieser Geist des Befehlshabers aus Valentin sprach, gehorchte man ihm wie einem Signalhorn. Dr. Simon ging in den Waffensaal und störte Iwan auf, des amtlichen Detektivs Privatdetektiv. Galloway begab sich in den Salon und erzählte äußerst taktvoll die schreckliche Neuigkeit, sodass zu dem Zeitpunkt, als sich die Gesellschaft dort zusammenfand, die Damen schon bestürzt und wieder beschwichtigt waren. Inzwischen standen der gute Priester und der gute Atheist bewegungslos zu Haupt und Füßen des toten Mannes im Mondlicht gleich symbolischen Statuen ihrer eigenen beiden Philosophien des Todes.

Iwan, der Vertraute mit der Narbe und dem Schnurrbart, kam aus dem Haus geschossen wie eine Kanonenkugel und lief über den Rasen auf Valentin zu wie ein Hund auf seinen Herrn. Sein fahles Gesicht hatte sich ganz belebt von der Glut dieser häuslichen Detektivgeschichte und mit beinahe

unangenehmer Gier fragte er seinen Herrn um Erlaubnis, die Überreste untersuchen zu dürfen.

„Ja, sieh nach, Iwan, wenn du willst“, erlaubte Valentin. „Aber mach nicht zu lange, wir müssen hineingehen und dies drinnen alles diskutieren.“

Iwan griff nach dem Kopf – und ließ ihn dann fast wieder fallen.

„Wie?“, keuchte er. „Es ist – nein, nicht –, kann nicht sein. Kennen Sie diesen Mann, Sir?“

„Nein“, erwiderte Valentin gleichgültig, „wir werden besser hineingehen.“

Sie trugen den Körper gemeinsam auf ein Sofa im Studierzimmer und versammelten sich dann alle im Salon.

Der Detektiv ließ sich ruhig und ohne Zögern an einem Schreibtisch nieder, aber sein Blick war der stählerne Blick eines Richters beim Urteilsspruch. Er machte rasch ein paar Notizen auf ein Stück Papier und fragte dann kurz:

„Ist alles hier?“

„Mr Brayne fehlt“, bemerkte die Herzogin von Mont St. Michel umherblickend.

„Nein“, fügte Lord Galloway mit heiserer, grimmiger Stimme hinzu. „Und auch Mr Neil O’Brien nicht, kommt mir vor. Ich sah diesen Herrn im Garten herumlaufen, als die Leiche noch warm war.“

„Iwan“, befahl der Detektiv, „geh und hole Hauptmann O’Brien und Mr Brayne. Mr Brayne raucht, wie ich weiß, im Speisezimmer eine Zigarre zu Ende. Hauptmann O’Brien geht, glaube ich, im Wintergarten auf und nieder. Ich bin nicht ganz sicher.“

Der getreue Diener verschwand blitzartig aus dem Zimmer,

und ehe noch jemand sich rühren oder sprechen konnte, fuhr Valentin mit der gleichen soldatischen Kürze in seiner Auseinandersetzung fort:

„Jedermann hier weiß, dass ein toter Mann im Garten gefunden wurde, dessen Kopf glatt vom Rumpf abgeschnitten ist. Dr. Simon, Sie haben ihn untersucht. Glauben Sie, dass es, um jemand den Hals in dieser Weise durchzuschneiden, großer Kraft bedürfen würde? Oder vielleicht nur eines sehr scharfen Messers?“

„Ich möchte behaupten, dass es mittels eines Messers überhaupt nicht getan werden könnte“, bemerkte der bleiche Doktor.

„Haben Sie irgendeine Idee“, fuhr Valentin fort, „mit was für einem Werkzeug es getan werden könnte?“

„Um mit zeitgemäßer Wahrscheinlichkeit sprechen zu können, ich habe wirklich keine“, erwiderte der Doktor, indem er wie im Schmerz seine Brauen hochzog. „Es ist nicht leicht, selbst plump einen Nacken durchzuschlagen, und dieser war glatt abgeschnitten. Man konnte das mit einer Streitaxt oder einem alten Scharfrichterbeil tun oder auch mit einem Zweihänder.“

„Aber beim Himmel noch mal!“, rief die Herzogin beinahe in einem hysterischen Anfalle aus. „Hier gibt es doch keine Streitäxte und Zweihänder?“

Valentin war noch mit dem Papiere vor sich beschäftigt.

„Sagen Sie mir“, fragte er rasch weiterschreibend, „hätte man es mit einem langen französischen Kavalleriesäbel tun können?“ Ein leises Klopfen kam von der Türe, das aus irgendwelchem unbekanntem Grunde jedermanns Blut erstarren machte wie das Klopfen in „Macbeth“. Inmitten dieses eisigen Schweigens vermochte Dr. Simon zu sagen:

„Einen Säbel – ja. Ich glaube, das ginge.“

„Danke Ihnen“, bemerkte Valentin. „Herein, Iwan!“

Der getreue Iwan öffnete die Tür und ließ Hauptmann O'Brien eintreten, den er endlich, von Neuem den Garten durchmessend, gefunden hatte.

Der irische Offizier stand unentschlossen und herausfordernd auf der Schwelle.

„Was wollen Sie von mir?“, fragte er.

„Bitte, setzen Sie sich“, lud Valentin in glattem Tone ein.

„Wie, Sie tragen Ihren Säbel nicht? Wo ist er?“

„Ich ließ ihn auf dem Tisch in der Bibliothek“, erwiderte O'Brien, bei seiner aufgeregten Stimmung in seinen irischen Dialekt verfallend. „Er war mir lästig, er war so ...“

„Iwan“, befahl Valentin, „bitte, geh und hole des Hauptmanns Schwert aus der Bibliothek“, und dann, während der Diener verschwand: „Lord Galloway sagt, er sah Sie den Garten verlassen, gerade bevor er die Leiche fand, was machten Sie im Garten?“

Der Hauptmann warf sich unbekümmert in einen Stuhl.

„O, mein Junge“, rief er in reinem Irisch, „den Mond bewundern, mich mit der Natur unterhalten.“

Ein dumpfes Schweigen trat ein und verweilte, und endlich kam von Neuem jenes schwache und schreckliche Klopfen. Iwan erschien wieder und trug eine leere Säbelscheide.

„Das ist alles, was ich finden kann“, bemerkte er.

„Leg es auf den Tisch“, befahl Valentin, ohne aufzublicken.

Ein Schweigen erfüllte den Raum gleich jenem Meere unendlichen Schweigens rings um die Anklagebank des verurteilten Mörders. Die schwachen Ausrufe der Herzogin waren längst verklungen und Lord Galloways geschwollener Hass war be-

friedigt und sogar ernüchtert. Die Stimme, die sich erhob, kam somit ganz unerwartet.

„Ich glaube, ich kann Ihnen sagen“, fiel Lady Margaret mit jener klaren, zitternden Stimme ein, mit der eine mutige Frau öffentlich spricht, „ich kann Ihnen sagen, was Mr O'Brien im Garten machte, nachdem er selbst zum Schweigen gezwungen ist. Er machte mir einen Heiratsantrag. Ich lehnte ab; ich sagte ihm, unter meinen familiären Verhältnissen könne ich ihm nichts als Achtung entgegenbringen. Er war darüber ein wenig ärgerlich; er schien nicht viel auf meine Achtung zu geben. Ich frage mich“, fügte sie mit kaum merklichem Lächeln hinzu, „ob ihm jetzt überhaupt noch etwas daran liegt. Denn ich biete sie ihm jetzt an. Ich will überall beschwören, dass er nie etwas Derartiges begangen hat.“

Lord Galloway war zu seiner Tochter hinübergesteuert und suchte sie mit etwas, was er für Flüstern halten mochte, einzuschüchtern.

„Halte deinen Mund, Maggie“, sagte er, „weshalb solltest du den Burschen decken? Wo ist sein Säbel? Wo ist sein verdammter Kavallerie...“

Er hielt inne, zurückgehalten durch den sonderbaren Blick, mit dem seine Tochter ihn betrachtete, einen Blick, der in der Tat eine geisterhafte Anziehungskraft für die ganze Gruppe besaß.

„Du alter Tor!“, sagte sie mit leiser Stimme, ohne sich um irgendwelche Rücksichtnahme zu bekümmern. „Was glaubst du denn, beweisen zu können? Ich sagte dir, dieser Mann war unschuldig, solange er bei mir war. Aber wenn er nicht unschuldig war, so war er doch bei mir. Wenn er einen Mann im Garten ermordete, wer war es, der es gesehen haben musste?“

Wer musste zumindest davon gewusst haben? Ist dein Hass gegen Neil so groß, dass du deine eigene Tochter ...?“

Lady Galloway kreischte auf. Jedermann saß in Gruseln bei dem Gedanken an jene teuflischen Tragödien, die einst zwischen Liebenden sich abgespielt haben. Sie sahen das stolze, weiße Gesicht der schottischen Aristokratin und ihres Verehrers, des irischen Abenteurers, gleich alten Ahnenbildern in einem düsteren Haus. Das lange Schweigen war voll von formlosen, geschichtlichen Erinnerungen an ermordete Ehemänner und vergiftete Buhlerinnen.

Inmitten dieser trübsinnigen Stille fragte eine unschuldige Stimme:

„War es eine sehr lange Zigarre?“

Der Gedankensprung war ein so scharfer, dass sich alles nach dem Sprecher umzublicken gezwungen sah.

„Ich meine“, sagte der kleine Pater Brown aus der Zimmerecke, „ich meine jene Zigarre, welche Brayne beendet. Sie scheint beinahe so lang wie ein Spazierstock.“

Trotz der Belanglosigkeit der Frage sprachen Zustimmung sowohl als Verwirrung aus Valentins Gesicht, als er den Kopf erhob.

„Ganz richtig“, bemerkte er schroff. „Iwan, geh und sieh nochmals nach Mr Brayne und bring ihn sofort hierher.“

In dem Augenblick, als die Bedienstete die Tür geschlossen hatte, wandte sich Valentin mit einem ganz neuen Ernst an die junge Dame.

„Lady Margaret“, sagte er, „ich bin sicher, wir alle fühlen Dankbarkeit sowohl wie Bewunderung für Ihre Tat, dass Sie ohne Rücksicht auf sich selbst des Hauptmanns Gebaren aufklärten. Aber noch bleibt eine Tücke. Lord Galloway traf Sie,

wenn ich mich entsinne, als Sie aus dem Studierzimmer nach dem Salon unterwegs waren, und es lagen nur wenige Minuten dazwischen, als er den Garten betrat und den Hauptmann noch herumwandernd fand.“

„Sie dürfen nicht vergessen“, antwortete Margaret mit leiser Ironie in ihrer Stimme, „dass ich ihn eben abgewiesen hatte; da wären wir wohl kaum Arm in Arm zurückgekehrt. Immerhin, er ist ein Ehrenmann, und so wartete er mein Eintreten ab – und wurde des Mordes beschuldigt.“

„In jenen wenigen Augenblicken könnte er wirklich ...“, bemerkte Valentin ernst.

Das Klopfen kam von Neuem und Iwan steckte sein narbiges Gesicht herein.

„Bitte um Verzeihung“, meldete er, „aber Mr Brayne hat das Haus verlassen.“

„Verlassen!“, schrie Valentin und sprang zum ersten Male auf die Füße.

„Fort! Ausgerissen! Verduftet!“, antwortete Iwan in humorvollem Französisch. „Auch sein Hut und Rock sind fort und ich will Ihnen etwas sagen, was alles übertrumpft. Ich lief zum Hause hinaus, um Spuren von ihm zu finden, und fand auch eine, eine große noch dazu!“

„Was meinen Sie?“, fragte Valentin.

„Ich werde Ihnen sogleich zeigen“, sagte sein Diener und erschien wieder mit einem blinkenden, blanken, an der Spitze und auf dem Rücken mit Blut befleckten Kavalleriesäbel. Alle Anwesenden starrten ihn an, als wäre es ein Donnerkeil, aber der erfahrene Iwan fuhr ganz ruhig fort:

„Ich fand dies“, sagte er, „fünfzig Meter weit von hier auf der Pariser Straße, in die Büsche geworfen. Mit anderen Worten,

ich fand es genau dort, wo Ihr ehrenwerter Mr Brayne es hinwarf, als er weggelaufen ist.“

Neuerdings herrschte ein Schweigen, doch von ganz anderer Art. Valentin ergriff den Säbel, untersuchte ihn, überlegte mit ungerührter Konzentration und wandte sich dann mit dem Ausdruck des Respektes O'Brien zu.

„Hauptmann“, sagte er, „wir sind sicher, Sie werden uns diese Waffe jederzeit überlassen, wenn sie zu polizeilicher Prüfung benötigt werden sollte. Inzwischen“, fügte er hinzu, indem er den Stahl in die klirrende Scheide stieß, „lassen Sie mich Ihnen Ihr Schwert zurückgeben.“

Angesichts des militärischen Symbolismus dieser Handlung konnten sich die Zuschauer kaum des Beifalles enthalten.

Für Neil O'Brien war dieses Ereignis in der Tat der Wendepunkt seines Daseins. Zu der Zeit, als er erneut in dem geheimnisvollen, in die Farben des Morgens getauchten Garten umherwanderte, war die tragische Nutzlosigkeit seines gewohnten Benehmens von ihm gefallen: Er war ein Mann, der viele Gründe hatte, glücklich zu sein. Lord Galloway erwies sich als Ehrenmann und hatte sich entschuldigt. Lady Margaret gab sich als mehr denn nur als Dame, zumindest als Frau, und mochte ihm wohl Besseres als eine Entschuldigung geboten haben, als sie vor dem Frühstück zwischen den alten Blumenbeeten einherwanderten. Die ganze Gesellschaft fühlte sich erleichterter und menschlicher, denn wenn auch das Rätsel des Toten blieb, die Last des Verdachtes war von allen genommen und mit dem sonderbaren Millionär – einem Mann, den kaum jemand kannte – mit nach Paris entwichen. Der Teufel war aus dem Haus geworfen, er hatte sich selbst hinausgeworfen.

Noch blieb aber das Rätsel, und als O'Brien sich neben Dr.

Simon auf einen Gartensitz warf, nahm diese eingefleischte wissenschaftliche Natur es sofort wieder auf. Viel war aber nicht aus O'Brien herauszuholen, dessen Gedanken bei angenehmeren Dingen weilten.

„Ich kann nicht sagen, dass mich das viel interessiert“, sagte der Irländer offen heraus, „besonders nachdem jetzt alles so ziemlich aufgeklärt scheint. Offenbar hasste Brayne diesen Fremden aus irgendeinem Grund, lockte ihn in den Garten und tötete ihn mit meinem Säbel. Dann floh er in die Stadt und warf unterwegs den Säbel weg. Übrigens sagt mir Iwan, der tote Mann habe einen Yankee-Dollar in der Tasche gehabt. Somit war es ein Landsmann von Brayne. Und das scheint die Sache zu erhärten. Ich sehe keinerlei Schwierigkeit in dieser Geschichte.“

„Es bestehen da fünf ganz gewaltige Schwierigkeiten“, fuhr der Doktor ruhig fort, „gleich einer hohen Mauer innerhalb der Mauern. Missverstehen Sie mich nicht! Ich bezweifle nicht, dass Brayne es vollführt hat, wohl aber, wie er es getan hat. Erste Schwierigkeit: Weshalb sollte ein Mann einen anderen mit einem großen, plumpen Säbel töten, wenn er ihn beinahe mit einem Taschenmesser töten könnte, um es dann wieder in die Tasche zu stecken? Zweite Schwierigkeit: Weshalb geschah kein Lärm oder Schrei? Sieht für gewöhnlich ein Mann einen anderen, einen krummen Säbel schwingend, auf sich zukommen, ohne dass er eine Bemerkung dazu macht? Dritte Schwierigkeit: Ein Diener wachte den ganzen Abend an der Eingangstür, und in Valentins Garten kann nicht einmal eine Ratte irgendwo herein. Wie kam der tote Mann in den Garten? Vierte Schwierigkeit: Dieselben Umstände vorausgesetzt, wie kam Brayne aus dem Garten?“

„Und die fünfte?“, fragte Neil, die Augen auf den englischen Priester geheftet, der langsam den Pfad heraufkam. „Ist eine Kleinigkeit, meine ich“, erwiderte der Doktor, „aber ich glaube, eine merkwürdige. Als ich zuerst sah, wie der Kopf abgehauen war, vermutete ich, der Mörder hätte mehr als einen Streich geführt. Aber bei genauem Zusehen fand ich viele Schnitte, die den Hauptschnitt kreuzten, mit anderen Worten, sie wurden geführt, als das Haupt schon abgetrennt war. Hasste Brayne seinen Gegner so tödlich, dass er dessen Körper im Mondlicht mit dem Säbel bearbeitete?“

„Entsetzlich!“, bemerkte O'Brien und schauderte.

Der kleine Priester Brown war, während sie sprachen, herangekommen und hatte mit charakteristischer Schüchternheit gewartet, bis sie geendet hatten. Dann sagte er verlegen:

„Verzeihen Sie, wenn ich unterbreche, aber ich wurde geschickt, Ihnen die Neuigkeit mitzuteilen ...“

„Neuigkeit?“, Wiederholte Simon und starrte ihn ziemlich nachdenklich durch seine Brille an.

„Ja, es tut mir leid“, sagte Pater Brown milde. „Es ist nämlich ein neuer Mord vorgekommen.“

Beide Männer sprangen von ihrem Sitz auf, sodass er wackelte.

„Und was noch merkwürdiger ist“, fuhr der Priester fort, seinen trüben Blick auf die Rhododendren richtend, „er ist von derselben grässlichen Art; es ist eine weitere Enthauptung. Man fand den zweiten Kopf noch blutend im Fluss, wenige Yards von Braynes Weg nach Paris; man vermutet somit ...“

„Um Himmels willen!“, schrie O'Brien. „Ist Brayne von einer fixen Idee befallen?“

„Es gibt amerikanische Vendettas“, erwiderte der Priester

unbewegt. Dann fügte er hinzu: „Sie sollen in die Bibliothek kommen und sich das anschauen.“

Hauptmann O'Brien folgte mit einem ausgesprochenen Gefühl des Unwohlseins den anderen zur Untersuchung. Als Soldat hasste er diese geheimnisvolle Metzelei. Wo sollten diese sonderbaren Amputationen schließlich enden? Erst war ein Kopf abgehauen und dann ein zweiter; in diesem Falle, sagte er sich bitter, traf es nicht zu, dass zwei Köpfe besser sind als einer. Als er das Studierzimmer durchquerte, strauchelte er beinahe angesichts eines auffallenden Zusammentreffens. Auf Valentins Tisch lag das farbige Bild noch eines dritten blutigen Kopfes, und es war der Valentins selbst. Ein zweiter Blick zeigte ihm, dass es sich nur um ein nationalistisches Blatt, genannt „Die Guillotine“, handelte, welches jede Woche einen seiner politischen Gegner mit rollenden Augen und verzerrten Zügen genau wie nach einer Enthauptung darstellte; und Valentin galt ihm als ein solcher eingefleischter Gegner von Bedeutung. O'Brien jedoch war Irländer mit etwas Keuschheit selbst in seinen Sünden. Und diese große, intellektuelle Brutalität, welche ausschließlich Frankreich eigen ist, widerte ihn an. Er fühlte Paris in seiner Gesamtheit, angefangen von den Grotesken an den gotischen Kirchen bis zu den rohen Karikaturen in den Zeitungen. Er erinnerte sich an den riesenhaften Spaß der Revolution. Er sah die ganze Stadt als eine einzige hässliche Energie, angefangen von der blutigen Skizze auf Valentins Tisch bis hinauf, wo über einem Berg und Wald von Wasserspeiern der große Teufel auf Notre Dame herabgrinste. Die Bibliothek war lang, niedrig und dunkel. Das Licht, welches eindrang, kam unter niedrigen Fensterläden hervor und hatte noch etwas von dem rötlichen Ton des Morgens an sich.

Valentin und sein Diener Iwan warteten auf sie am oberen Ende eines langen, leicht geneigten Pultes, auf dem die sterblichen, im Zwielficht ungeheuerlich aussehenden Reste lagen. Die große schwarze Gestalt und das gelbe Gesicht des im Garten gefundenen Mannes stellten sich ihnen wesentlich unverändert dar. Der zweite Kopf, der an jenem Morgen aus dem Schilf gefischt worden war, lag triefend und tropfend daneben; Valentins Leute waren noch damit beschäftigt, die Reste dieser zweiten Leiche zu suchen, von denen man annahm, dass sie abgetrieben worden seien. Pater Brown, der O'Briens Empfindsamkeit nicht im Mindesten zu teilen schien, ging zum zweiten Kopfe hinüber und untersuchte ihn mit einer flüchtigen Sorgfalt. Er war wenig mehr als ein Bündel nassen weißen Haares, umsäumt vom Silberglanze des rötlichen, klaren, von der Seite einfallenden Morgenlichts; das Gesicht, das von einer hässlichen, purpurroten, beinahe kriminalen Art zu sein schien, war viel gegen Bäume und Steine gestoßen, als es vom Wasser weitergeschwemmt worden war.

„Guten Morgen, Hauptmann O'Brien“, sagte Valentin in gelassener Herzlichkeit. „Sie haben wohl schon von Braynes jüngstem Versuch im Fleischerhandwerk gehört?“

Pater Brown stand noch über den Kopf mit dem weißen Haar gebeugt und sagte, ohne aufzublicken:

„Es ist wohl ganz sicher, dass Brayne auch diesen Kopf abgeschnitten hat.“

„Der gesunde Menschenverstand scheint das zu sagen“, erwiderte Valentin, die Hände in den Taschen. „Ermordet in derselben Weise wie der andere. Gefunden wenige Yards entfernt von dem anderen. Und abgetrennt mit derselben Waffe, die er, wie wir wissen, mitgenommen hatte.“